

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.

Nr. 33. Sonntag den 16. August 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Coloneizeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Erster Sonntag nach Pfingsten. — Die goldene Richtschnur. — Was die Stunde heischt. — Gott mit uns. — Aus dem Kalender der Woche. Liebe und Treue gegen den Fürsten und das Vaterland. — Moltke-Erinnerungen. — Ein deutscher Held. — Unsere Pflicht in ernster Stunde. — Der Krieg. — Mahnungen. — An die deutsche Frauen. — In diesen Tagen.

- Wochenkalender.**
- Sonntag, 16. August, 11. n. Pfingsten, Rochus, Bekenner, Joachim.
 - Montag, 17. August, Oktav von Laurentius.
 - Dienstag, 18. August, Karlmann, Bekenner.
 - Mittwoch, 19. August, Hyazinth, Bekenner.
 - Donnerstag, 20. August, Bernard, Kirchenlehrer.
 - Freitag, 21. August, Johanna Franziska v. Chantal, Ordensstifterin.
 - Samstag, 22. August, Oktav von Maria Himmelfahrt, Timotheus.

Erster Sonntag nach Pfingsten.
Heilung eines Taubstummen.
Evangelium Mat. 7, 31-37.

In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah zum Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: „Ephpheta!“ das ist: Tu dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemand sagen. Wer je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: „Er macht alles wohl; die Tauben macht er hörend und die Stummen redend.“

Die goldene Richtschnur.

Der Krieg klopft mit eiserner Faust an die Pforten unsers Vaterlandes. Der Kaiser hat sein Volk unter die Waffen gerufen. Wo ich diese Zeilen schreibe, marschieren schon die Truppen mit klingendem Spiel und wackelnden Fahnen in das Feld. Und bis euch meine Lehre gedruckt unter die Augen kommt, da wird schon mancher Schuß gefallen und manches Menschenleben vernichtet sein.

In dieser schweren unsicheren Zeit brauchen wir mehr als sonst eine goldene Richtschnur, nach der wir unser Denken und Handeln bestimmen müssen. Diese ewig gültige, diese unveränderliche, heilige Richtschnur ist aber der Wille Gottes.

Schau, Freund, wie die allerseligste Jungfrau Maria, jene treue Magd des Herrn, deren Himmelfahrt wir eben begehen, sich in ihrem ganzem Leben an diese Richtschnur gehalten hat. Oder, warum meinst du wohl, daß sie in Gnade und Tugend so hoch geflogen ist, warum so hoch in Auszeich-

nung und Ehre, so hoch an Herrlichkeit und Seligkeit? Weil Maria in den größten und den kleinsten Dingen den Willen Gottes zur Richtschnur genommen hat.

Um dieser Wahrheit beizupflichten, bedarf es eben so wenig eines Beweises, als man ein Licht braucht, um die Sonne zu sehen. Gleichwohl erzählt uns das Evangelium einen Vorgang, der ganz dazu angetan ist, unsere hohe Meinung von der Mutter Gottes noch zu steigern. Einmal hat Jesus einen Taubstummen geheilt, daß er zum Staunen des Volkes fließend sprechen konnte. Böswillige Gegner schrieben dieses Wunder dem Belzebub zu. Jesus aber schlug sie mit ihren eignen Waffen und stopfte ihren Lästermund. Während nun das Volk in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrte, erhob plötzlich eine Frau mitten im Gedränge ihre Stimme und sprach: Selig der Leib der dich getragen und selig die Brust, die dich genährt. Jesus aber erwiderte und sprach: Freilich sind selig alle, die das Wort Gottes hören und es beobachten. (Math. 11, 27).

Daß ja nicht über diese Worte ein Mißverständnis sich einbohrt in deine Seele. Forche und verstehe, wie es der Heiland meint. Selig und preiswürdig, will die Frau sagen, ist deine Mutter, die dir das Leben geschenkt, die dich ernährt und großgezogen hat. Und Jesus, dieser ärtlichste, dieser beste aller Söhne tadelt nicht etwa diese plötzliche Aufwallung, diesen unerbetenen Glückspruch vonseiten einer unbekanntenen Frau, freut sich vielmehr über die Lobeserhebung seiner Mutter, nimmt aber Veranlassung, das Urteil der Frau zu erweitern und zu verbessern. Allerdings will Jesus sagen, ist meine Mutter selig zu preisen — aber nicht deswegen, weil sie mich geboren, sondern weil sie den Willen meines Vaters gehört und befolgt hat. Die Mutterwürde allein konnte ihr keinen Vorteil bringen, konnte ihr die himmlische Krone nicht erwerben. Worauf es ankommt, das ist der Umstand, daß sie den Willen Gottes erfüllte. Ohne diesen wäre sie auch niemals meine Mutter geworden. Gerade deswegen ist sie vor allen andern zu meiner Mutter erwählt worden, weil sie treuer als alle den Willen Gottes zur Richtschnur genommen. Darauf also kommt es an, und das kann ein jeder leisten, daß man den Willen Gottes erkennt, den Willen Gottes erfüllt. Maria ist darin vorangegangen: ihr nachzufolgen, das sei euer Begehrt und euer Glück.

Schau, wie im Leben der Himmelsmutter immer die Rücksicht auf Gott maßgebend gewesen ist.

Als sie mit der Würde der Mutter Gottes auch die damit verbundenen Schmerzen und Leiden übernehmen sollte, da gab die Rücksicht auf Gott den Ausschlag. Ich bin, spricht sie, eine Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Wort. Es genügt daß ich den Willen Gottes erkenne, und freudig gebe ich mein Jawort. — Mußte sie fliehen nach Ägypten, mußte sie arbeiten in Nazareth, mußte sie ihrem Kinde folgen unter das Kreuz — immer fand sie ihren Halt, ihren Trost und ihr Glück in dem Gedanken: Gott will es. —

Kehren wir nun zurück zum Ausgangspunkt unserer Lesung. Ich sage, daß auch in Kriegzeiten der Wille Gottes unsere Richtschnur sein muß. Wenn der Soldat nach dem Kommando des Feldherrn sich richtet, so richtet er sich nach dem Willen Gottes. Denn jede Gewalt, die zurecht besteht, ist von Gott angeordnet. (Röm. 13) Habe also keine unbegründete Angst wegen deinem Sohn oder Gatten, der draußen im Felde steht und sein Gewehr losdrückt, seine Kanone abfeuert, sein Bajonett zückt gegen den Russen oder Franzmann: er handelt im Gehorsam gegen den Willen seiner Vorgesetzten und damit im Gehorsam gegen Gott. Mag er auch tausend Feinde niederstrecken, er hat keine Verantwortung, keine Schuld. Im Gegenteil: wenn er seinen schweren Dienst verrichtet im Hinblick zu Gott, zur gerechten Verteidigung von Haus und Herd, Weib und Kind, so wird er sich nicht bloß Anerkennung verdienen vom Vaterland, sondern auch Lohn und Segen von unserm Herrgott.

Auch die Zurückbleibenden können und sollen an dieser Richtschnur sich orientieren. Wenn dein Sohn, dein Gatte, dein Vater, dein Bruder, dein Freund draußen auf blutgetränktem Felde steht, so sind auch für die Angehörigen zu Hause schwere Tage angebrochen. Tag und Nacht werden deine Gedanken auf dem Schlachtfelde sein mit der bangen Frage: wie wird es ihm ergehen? Wird er noch am Leben sein oder wird man seine Leiche wie eine abgemähte Aehre aufgeflesen haben auf dem Erntefeld des Todes? Wird er mit gesunden Gliedern wieder heimkehren oder als Krüppel sein Dasein weierschleppen. Kein Wunder daß du dir heimlich die Augen rot weinst und daß tausend Ängsten dein Herz zusammenschnüren. Aber ein Gedanke soll dich aufrecht erhalten und deinen Schmerz lindern: es ist der Wille Gottes, daß du dies Opfer bringst für das Vaterland. Wie der Steuermann seine Rumpst bei einem Sturm am besten beweisen kann, so

Kannst auch du in diesen schwierigen Zeitaltern deinen Glauben, dein Gottvertrauen, und deine Ergebenheit am besten an den Tag legen. Fällt ja kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache, kein Apfel vom Baum, ohne daß der himmlische Vater es will oder geschehen läßt. Wie viel wird er besorgt sein für das Menschenleben! Mäßige also deine Trauer und lege dich mit kindlichem Sinn in den Schoß der göttlichen Vorkehrung, die in ihren Anordnungen sich nicht täuscht, die alles zu unserm Besten lenkt, wenn wir nur willig mitlaufen wie ein Rad am Wagen. Blicke zu Gott und sprich vertrauensvoll mit dem Hohenpriester Heli: es ist der Herr: er mag tun, was aut scheint in seinen Augen.

Der Burgpfarrer.

Was die Stunde heischt.

Die Hauptpflicht in dieser schweren Zeit der Kriegsnot ist das Gebet.

Darum bete und siehe zum Herrn, daß er gnädig auf sein Volk herabsiehe und dem Uebel des Krieges Einhalt tue. „Viel vermag ja das beharrliche Gebet des Gerechten,“ sagt der Apostel Jakobus und setzt gleichsam zur Bekräftigung hinzu: „Elias war ein Mensch, armelig wie wir; und er betete stehend, daß es nicht regne auf Erden und es regnete nicht — drei Jahre und sechs Monate lang; und er betete wiederum; da gab der Himmel Regen und das Land Frucht.“ So viel vermag das Gebet — auch des einzelnen — „Gerechten“ sagt der Apostel.

Suche also ein Gerechter zu sein, mache dir Gott zum Freunde. Darum eile, wenn du in schwerer Sünde bist, dich durch wahre Buße mit ihm zu versöhnen und laß es dir dann recht am Herzen liegen, die Sünde zu meiden und alle deine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Dann wirst du in der Lage sein mit Erfolg zum Herrn zu beten und zu stehen, um Abwendung des Uebels des Krieges. Gott ist der „Herr der Heerscharen“; auch die Kriege und ihr Ausgang stehen in seiner Hand. Er kann das Ende des Krieges herbeiführen, wann er will, er lenkt die Schlachten wie er will und gibt den Sieg wem er will. Siehe da, worum du ihn bitten sollst. Je mehr, je inständiger, je würdiger er darum angefleht wird, desto größer ist die Hoffnung auf Erfüllung. Darum wollen wir nicht übermäßig klagen und jagen, sondern all unsere Sorgen, wie der Psalmist sagt, auf den Herrn werfen und er wird uns erhalten. Jedes Vater unser, jedes Ave Maria trägt dazu bei, daß das Uebel des Krieges, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch in einer oder andern Art vermindert und beschränkt werde, oder ein desto schnelleres Ende finde. Und will es dir doch scheinen, dein Gebet sei gar zu armelig, so mach ihm Flügel durch Werke der Abtötung und Nächstenliebe, durch Fasten und Almosengeben, damit es sich um so leichter zum Throne Gottes emporschwinde. Und noch andere Mittel gibt es, um dein Gebet kräftiger zu machen. Die hl. Messe ist vor allem dies Mittel. Wenn du deine Anliegen im Verein mit dem Opfer Jesu auf dem Altare Gott darbringst, ja wenn du Jesum angehst, er möge selbst durch sein hl. Opfer es dem Vater empfehlen, so darfst du mit um so größerer Zuversicht auf Erfüllung hoffen. Und die Fürbitte der Heiligen ist ein solches Mittel. Rufe sie also an! Vor allem Maria, die Hülf der Christen — Sift in schweren Kriegen, hilf den Feind besiegen, O Maria, hilf — und mit ihr alle Heiligen, an ihrer Spitze den „Fürst der himmlischen Heerscharen“, den hl. Erzengel Michael, unter dessen Fahne schon unsere Vorfahren einst siegesmutig in den Kampf gezogen sind. „Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen, Sancti Michael.“

Und unserer Glaubensvater, Sancti Bonifatius, den großen Apostel Deutschlands; er wird in unserer Not seine Bitten am Throne des Allmächtigen verdoppeln, daß „seine starke Hand uns schütze samt dem Vaterland.“

Vertrauensvoll wollen wir mit dem Psalmisten zum Herrn rufen: „Zu Dir, o Gott, erhebe ich mein Herz, auf Dich vertraue ich, Du wirst mich nicht verlassen. Gedanke, o Herr, Deiner Erbarmungen, die von Ewigkeit her sind, daß uns die Feinde nicht überwältigen, rette, o Gott, Dein Volk aus allen Bedrängnissen“ (Ps. 24). Wir wollen beten für Kaiser und Vaterland, daß Gott sie behüte vor den Nachstellungen der Feinde; für unsere braven Soldaten, daß Gott sie stärke und tröste in allen Beschwerden, Opfern und Leiden, für alle, die in banger Sorge sind um teuere Angehörige, besonders auch für die-

jenigen, welche von den harten Folgen des Krieges betroffen werden! Und mit dem Gebet wollen wir vereinigen herzliche Reue über alle Fehler und Sünden, eingedenk, daß der liebe Gott durch Leiden und Prüfungen und zur Einkehr und Buße mahnt.

Dann wird das Wort des Herrn an uns wahr werden: „Denen, die Gott lieben und ihm treu dienen, gereichen alle Dinge zum Besten,“ d. h. der Herr lenkt und leitet alles, auch das, was an sich lauter Verderben zu sein scheint, so daß es ihnen zum Heile gereicht, und so wird, so unselig auch der Krieg an sich ist, doch auch aus ihm Segen und Heil erwachsen, uns und vielen. Das wolle Gott!

Gott mit uns.

Wie hat sich doch in wenigen Tagen alles verändert! Es ist uns, als wenn wir von einer Traumwelt umfungen wären. Und doch, das Ungeheureliche ist Wirklichkeit. Der große, so lange erwartete Weltkrieg ist da. Ein Volk erhebt sich gegen das andere und das deutsche Volk schickt sich an, den schwersten Gang zu gehen, den es gegangen, so weit seine Geschichte zurückreicht.

Unausföhrlich tief wird es in den Tafeln der Geschichte geschrieben stehen, wie groß diese schwerste Schicksalsstunde das deutsche Volk gefunden hat. Im Bewußtsein seiner Kraft ist es in seiner Friedensliebe bis zum äußersten gegangen, als aber ein rachsames Barbarentum ihm das Schwert in die Hand zwang, da durchzudte es wie eine Feuersglut alle seine Klassen und Stände. Welches deutsches Herz hat nicht höher geschlagen in diesen ewig denkwürdigen Tagen und Stunden!

Die Volksseele ist in ihren tiefsten Tiefen erschüttert. Aber aus all diesen Bitternissen quillt auch ein kostbarer Segen. Der Krieg, der alles auseinanderreibt, der den Mann aus dem Armen seiner schluchzenden Gattin, den Vater aus dem Kreise seiner heißgeliebten Kinder und den Bräutigam von der Seite seiner weinenden Braut hinwegreißt, eines zerreißt er nicht, sondern knüpft es fester und fester, das Band, das uns mit Gott verbindet.

Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir,

das ist der Grundton, der in diesen Tagen das Gemüt des deutschen Volkes durchschwingt.

Wer daran zweifeln wollte, der gehe in unsere Kirchen und sehe, wie sich allüberall in Stadt und Land die Gotteshäuser mit andächtigen Betern füllen, wie unsere braven Krieger die Beichtstühle umlagern, um mit Gottes Frieden im Herzen hinauszuziehen und dem Tode ins Auge zu schauen und wie sie vertrauensvoll das Skapulier der Mutter Gottes auf ihre Brust legen, er sehe hinein in die Familie, wo Mutter und Kinder inbrünstig für den Vater beten, der dranken im Felde steht, für dessen teures Leben sie zittern. Jamohl, das deutsche Volk hat den Ruf seines Heldenkaisers verstanden: „Run gehet in die Kirche und betet für unsere braven Soldaten, auf daß Gott unsere Waffen segne.“

Das ist die wertvollste Bilanz dieser blutig ersten Tage. So manche, die sich in den üppigen Zeiten des Friedens um Gott und ihre Seele nicht kümmerten, die nur auf eitles Vergnügen sannem oder in gottentfremdeter Verbitterung dahinlebten, haben Einkehr gehalten und den Gott ihres Herzens wieder gefunden. Ja, voll unendlichen Trostes muß jeder sich sagen, der unser deutsches Volk von Herzen liebt: Die vielen Verführer und falschen Propheten, die den Glauben an Gott den gerechten Lenker der Völkergeschichte, im deutschen Volke ertöten wollten, haben ihr finsternes Werk nicht vollbringen können. Ein neuer Gottesfröbling zieht durch das deutsche Land. Das deutsche Volk hebt wieder seine Hände zu den Sternen empor, es schaut sich wieder um die Altäre und die Lasterungen, die ebendem so trozig erlangen, ersterben heute auch auf den letzten Lippen. Darum aber auch die überwältigende Vaterlandsliebe, die heute das ganze Volk durchglüht und zu Opfern begeistert, vor denen die ganze Welt staunt. Sie geht hervor aus dem gläubigen Ausblick zu Gott und dem innersten Bewußtsein aller: **Gott ist mit uns und unserm Recht!**

So war es auch vor hundert Jahren, als das deutsche Volk in den Freiheitskampf hinauszog. Die Männer, die es damals führten, ein Stein, Blücher und Sneyenau, die Dichter, die ihm damals seine Heldenlieder sangen, ein Arndt und Körner, waren tiefgläubige Männer. Sein Schlachtruf war „Gott mit uns!“ und mit diesem Feldgeschrei hat es damals die Ketten der Knechtschaft gesprengt und den Feind aus dem Lande vertrieben. Christliche Kräfte waren es, die damals siegten, und sie haben nach den Freiheitskriegen forgewirkt und dem deutschen Volke

den Weg zu der Höhe geebnet, die es im Laufe des 19. Jahrhunderts erstiegen hat.

So muß es auch heute sein. Auch heute führt uns ein Kaiser ins Feld, der selber seinen Glauben stets so mannhaft bekannnt hat und von deutschen Fürsten umgeben ist, die an Glaubensinnigkeit uns allen ein so leuchtendes Vorbild sind. Auch heute strahlt uns das eiserne Kreuz entgegen mit der Inschrift:

Mit Gott für König und Vaterland.

Auch heute muß daher die religiöse Erweckung, die durch das Volk geht, zu bleibender Wiederkehr innerlichkeit führen. Wir haben in ergreifender Treue zu unserem Bundesgenossen gestanden, halten wir auch Gott die Treue. Nur im Bunde mit Gott werden die Völker groß. Und darum sei in dieser Stunde der Gefahr, wo unsere Teuersten auf den Schlachtfeldern bluten, das heißeste Gelübde unseres Herzens:

Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Aus dem Kalender der Woche.

Bleib' ein Kind!

Nur einen Willen gibst es, welchen die Kinder mehr respektieren sollen, als den ihrer Eltern, nämlich den Willen Gottes, sobald sich dieser ihnen klar und deutlich offenbart. Sonst aber muß ihnen der Wille, ja selbst der Wunsch der Eltern über alles heilig sein, und ein wahrhaft braver Sohn, eine wirklich gute Tochter holen in schwierigen Sachen selbst dann noch den Rat ihrer Eltern ein, wenn sie aus den elterlichen Gewalt entlassen und selbständig, ja vielleicht schon selber Eltern geworden sind. Durch eine solche dauernde Anhänglichkeit an Vater und Mutter vergibt sich niemand was, und je größer der Herr ist, der das kindliche Verhältnis aufrecht erhält, desto mehr ehrt ihn das Verhalten. Wie der Mann von Gott ein Kind sein soll, so soll er es auch den Stellvertretern Gottes, nämlich seinen Eltern gegenüber, bleiben, solange er sie besitzt.

Wir lesen in den Lebensbeschreibungen großer Männer rührende Beispiele echter, fester und treuer Kindesliebe und kindlicher Ehrfurcht, und Sache der Schule ist es, die heranwachsende Jugend mit diesen Vorbildern bekannt zu machen, um dadurch ihre Nachahmung zu fördern.

Einen so guten Sohn hatte die hl. Helena, deren Fest am 18. August im Kalender steht. Sie war zuerst Gastwirtin in England. Dort lernte sie ein römischer Kriegsoberst namens Konstantinus kennen der sie heiratete. Beide waren Heiden, somit auch der Sohn, der aus dieser Ehe entsprang. Dieser hieß Konstantin und wurde durch Fügung Gottes später römischer Kaiser und nahm das Christentum an, dem er auch seine Mutter zuführte.

Konstantin ehrte seine Mutter so sehr, daß er ihre den Titel Kaiserin gab, er ließ ihr Bildnis auf Münzen schlagen, schenkte ihr viele Länder und gab ihr freie Verfügung über den kaiserlichen Schatz. Und Helena nützte die ihr eingeräumte Stellung dazu aus, den christlichen Glauben zu fördern; besonders galt ihre Sorge dem heiligen Lande. Dort stellte sie die von den Heiden arg verwüsten heiligen Stätten wieder her, erbaute Kirchen und sand bekanntlich auch das Kreuz des Erlösers.

Den großen Kaiser hielt also der weite gesellschaftliche Abstand, der zwischen ihm und seiner Mutter bestand, nicht ab, ihr Liebe und Ehrfurcht zu erweisen. Wie kann sich da mancher, der bei weitem nicht eine so hohe Stufe erstiegen, bei der Nase nehmen! Gar mancher studierte Herr, der in irgend einer Provinzstadt angestellt ist, würde erschrecken, wenn sich die Tür aufstie und sein Mütterchen vom Land, in blumiger Schürze und mit dem Tüchel am Kopf, erschiene in ihrem Rahmen! Kaum wollt' er sie durch die Straßen seines Wohnortes begleiten, damit ja die Leute nicht lästern, aus welsch armen Hause er stammt! Und doch ist seine Mutter! Sie hat sich den Empfang viel freudiger, herzlicher und lebhafter gedacht und nun muß sie bemerken, daß ihr Kommen ihrem Sohne eine Verlegenheit bereitet!

Und gar manches Büschel, das in der Fabrik einige Mark verdient, wird von seiner mannehrigen Selbständigkeit so eingenommen, daß er von Vater und Mutter auch nicht ein Wort mehr annimmt. Weil er sich sein Essen bezahlt, glaubt er ein großer Herr zu sein, auf den die Eltern kein Recht mehr haben. Bleibt abends aus, solange es ihm gefällt, lacht, wenn der Vater ihn zur Kirche schickt, wird roh und grob, wenn die Mutter in ihrer Bekümmernis ihm sanfte Vorwürfe macht. Es hat ihm eben niemand mehr zu befehlen!

Und wie die Weibsbilder so gern den Männern Meles nachmachen, so gibts auch manche Tochter, die's nicht besser treibt; und gar manche ist in Schand' und Unglück geraten, weil sie der warnenden Mutter nicht gefolgt hat, so lang es Zeit war.

Da ist's kein Wunder, wenn die Zukunft dann solchen Kindern Schläge auf Schläge austellt, denn ewig bleibt wahr das Wort des gesetzgebenden Gottes auf Sinai: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgerhe auf Erden!“

Der Kalenderschreiber.

Erb und Treue gegen den Fürsten und das Vaterland.

Aus dem alten „Soldatenspiegel“ von Ludwig Lur- bacher. Zweite Auflage. München 1826.

Nächst Gott darf dir nichts teurer und heiliger sein, als dein Fürst und dein Vaterland.

Der Fürst ist der Vater in der großen Familie, die man Staat nennt. Wie in einer kleinen Familie der Vater das Oberhaupt ist, dem alle Hausgenossen Gehorsam, Ehrfurcht und Liebe erweisen, so ist der Fürst das Oberhaupt in einem Reiche, und jeder ist verbunden, der Angehörigste wie der Geringste, ihn als denjenigen zu betrachten, von dem aus Ordnung, Ruhe, Wohlfahrt, Gesetz und Recht ins Land kommen und gegen den also jedermann sich untertänig, ehfurchtsvoll, treu und dankbar bezeugen soll.

Der Soldat ist insbesondere unter Tausenden von Bürgern auserwählt, die heilige und unverletzliche Person des Fürsten zu schützen gegen jede feindliche Macht; die Ehre, die Krone, die Freiheit und Selbstständigkeit des Staates, das Eigentum, das Gesetz und die Religion der Bürger mit bewaffneter Hand zu sichern und Leib und Leben daran zu setzen, wenn diese heiligen Güter der großen Familie, wenn diese selbst und ihr Oberhaupt in Gefahr kommen.

Und da eben der Fürst die Verbindlichkeit übernommen hat, über sein Volk zu wachen, das Gesetz zu handhaben, jede Gefahr vom Vaterland abzuwehren, so hat er auch zugleich das Recht von Gott erhalten, alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Erreichung seiner Zwecke für nötig hält, und besonders auch das Recht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Deshalb ist der Soldat im eigentlichen Sinne das heilige Werkzeug in seiner Hand, womit er schalten und walten kann, ohne jemanden verantwortlich zu sein als Gott; und der Soldat muß also noch mehr als jeder andere Bürger seinem Fürsten anhangen mit unbedingtem Gehorsam, mit unerschütterlicher Treue, mit der vollendetsten Bereitwilligkeit, für ihn Gut und Blut zu opfern.

Darum schwört auch der Soldat noch einen besonderen Eid, dem Fürsten treu und gehorsam zu sein bis zum Tode; darum wird ihm die Waffe als heiliges Unterpfand des Vertrauens übergeben; darum trägt man ihm die Fahne, die Standaarte vor, daß er sie ansehe und verehere als das Sinnbild der Majestät, der er dient; darum trifft Schimpf und Schande, ja der Tod denjenigen, der seinen Eid bricht, die Waffe wegwirft, die Fahne verläßt. Dagegen aber verdient und erwirbt derjenige die höchste Ehre, der die Schuld seinem Fürsten und Vaterlande abträgt durch den Waffendienst; der der Ehre sich würdig erweist, vor Tausenden die Person des geliebten Fürsten, seine und des Volkes Sache zu verteidigen, und nicht Beschwerden und Gefahren, nicht Wunden, den Tod selbst nicht scheut, wo es darum zu tun ist, dem feierlich beschworenen Eide Folge zu leisten, die Ehre der Waffe zu retten, an die Fahne seines Fürsten Sieg und Ruhm zu knüpfen.

Fern sei es daher von mir, den Waffendienst die Pflichten, die er dir auferlegt, die Arbeiten, Beschwerden, Gefahren, denen er dich aussetzt, als eine Last oder gar als ein Unglück anzusehen. Nächst Gott dienen gibt es keine heiligere Pflicht, kein größeres Glück, keine kostlichere Ehre, als seinem Fürsten dienen. Mögest du das, was man zeitliches Glück nennt, ein ruhiges, friedliches Leben daran setzen im Dienste fürs Vaterland; du gewinnst dafür ungleich mehr: die Ehre, welche Tausenden nicht vergönnt ist, die geliebte Person des Fürsten zu schützen; das Glück, für das Vaterland, für seinen Namen und seinen Ruhm zu streiten; den Lohn Gottes, der besonders denen zuteil wird, die ihr kostbarstes dahingeben, Leib und Leben, für das Höchste, für die heiligen Altäre und die heimischen Herde.

Das Bos, das dich getroffen hat und das andere Zufall, Anfall nennen, das gette dir als der heilige Wille Gottes. Denke, er habe dich auserlesen, daß du deinem Fürsten, den er zum Vater über sein Volk bestellt hat, unter den Nächsten seiest, unter den Wäch-

tern der ersten Heiligthümer, des Thrones und des Altars. Folge seinem Willen mit freudigem Herzen und dem Willen dessen, der in seinem Willen gebietet. Eine Untreue gegen den Fürsten ist zugleich eine Untreue gegen Gott, so wie der Gehorsam, jeder willige Dienst, jedes Opfer, das du deinem Fürsten bringst, ein Tribut ist, den du Gott selbst abbezahlest. Darum, wenn du auch für diese Dienste und Opfer von dem Fürsten und Vaterlande keinen Lohn erernten, wenn du Gut und Blut, Leib und Leben daran geben wirst ohne Hoffnung eines Ersatzes, so hast du die Verschreibung von Gott selbst, der dir gewiß nicht den Lohn vorenthalten wird, den er jedem, der „getreu gekämpft“, versprochen hat.

Moltke-Erinnerungen.

Aus dem Buche „Moltke in seiner Häuslichkeit“ von Musiklehrer Dreßler, der zwanzig Jahre lang täglich mit Moltke verkehrte, entnehmen wir einige interessante Erinnerungen aus dem Leben des großen deutschen Heerführers.

Für einen brustkranken Bruder, der Landrat des hollsteinischen Kreises Plüneberg war, sparte er sich manchen Genuß ab. „Warum trinkst du eigentlich keinen Wein mehr zum Mittagessen?“ fragte ihn eines Tages seine Gattin und er antwortete: „Siehst du, ich brauche nur eine Kleinigkeit dem Selde zuzulegen, das ich an der Weinrechnung spare und ich habe für Adolf eine Erholungsreise.“

Gern spielt er Whist, zeigte sich sehr erfreut, wenn er gewann und die dies wußten, richteten sich danach. „Es ist doch merkwürdig, daß ich trotz meiner schlechten Karten noch gewinne,“ sagte er dann wohl einmal etwas bedenklich. Es wurde immer nur um einen halben Pfennig für den Punkt gespielt; daran änderte sich nichts, auch wenn der Kaiser mitspielte. Ein einzigesmal betrug Moltkes Gewinn 40 Pfennige; darüber freute er sich wie ein Kind. „Jetzt brauche ich nur noch 20 Pfennige zuzulegen, und habe eine Droschke,“ sagte er schmunzelnd. Bei schlechtem Wetter ließ er nämlich nie seine eigenen Pferde einspannen, sondern fuhr in einer Droschke weiter. Als er einmal in einer solchen Droschke nach Hause gekommen war und bezahlen wollte, legte der Kutscher die Hand grüßend an den Hut und sagte abwehrend: „Ezzenz, es war mir eine Ehre!“ — „Aber, lieber Mann,“ sprach der Feldmarschall, „Sie müssen ja selbst das Fahrgeiß Ihrem Herrn abliefern.“ — „Ne, Ezzenz, id bin selber der Herr,“ rief stolz der Mann vom Bod herunter und fuhr davon. Der Feldmarschall hatte sich jedoch seine Nummer gemerkt und schickte ihm sein Bild mit seiner eigenhändigen Unterschrift. Wenige Tage später erzählte die Nichte des Feldmarschalls, Frau Lisa von Moltke, bei Tisch: „Denke dir mal, Onkel, als ich heute nach Hause fuhr, machte der Kutscher ein ähnliches Manöver wie neulich bei dir. Er fragte mich, ob ich keine Nichte sei und wollte kein Geld nehmen.“ — „Ja“, antwortete der Feldmarschall mit heiterer Galanterie, „er will eben dein Bild haben.“

Von der berühmten Schweigsamkeit empfand man im Familientreue nichts. Er erzählte viel und beschränkte sich nur im Gespräche oft auf kurze lakonische Bemerkungen. An einem Weihnachtsabend auf dem Gute Kreisau fand er unter den für ihn bestimmten Geschenken einen dickbauchigen Weinfuß, auf dem sein Gesicht dargestellt war. Er hielt ihn lachend seiner Schwester hin und fragte: „Was meinst du, Guste, ob ich das wohl noch mal erreichen werde?“

In Gesellschaft ging Moltke nie gern; nur die Erwartung, daß er gute Musik hören würde, konnte ihn dazu veranlassen, aber auch diese hörte er lieber bei sich zu Hause. Wenn er daselbst vom Whistisch aufgestanden, begab er sich sofort ins Musikzimmer, setzte sich in eine Sofaede und war immer in dieselbe rechts dem Flügel gegenüber, so daß er die Spielenden hören konnte, schlug die Beine übereinander und rüdte sich so bequem wie möglich zurecht. So blieb er oft stundenlang sitzen, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Musik und zeigte eine selten seine Empfänglichkeit.

Auf Reisen war Moltke immer zivil, nie anders als bloß mit einer Reisetasche, die er selbst in das Koupee trug. Einen Pelz besaß er nicht. Die größten Strecken — selbst von Berlin bis Rom — durchfuhr er ohne Unterbrechung. Als ihn einmal sein Arzt fragte, wie er es auf seinen Fahrten so lange ohne Nahrung aushalten könne, erwiderte er: „Ich habe in meiner Jugend einundzwanzig Jahre aehungert.“

In Lugano wurde er einmal in einem Dachstuhlmerchen des Hotels einquartiert; als dann der Wirt aus dem Fremdenbuche entnahm, wer dieser Gast war, besuchte er sich mit tausend Entschuldigungen ein komfortables Zimmer im ersten Stock anzubieten, aber Moltke war nicht zu bewegen, das einmal bezogene Logis zu verlassen. In Gastein geriet er auf einem langen Spaziergange in ein einfaches Gasthaus; der Wirt begann mit ihm ein Gespräch, sprach von den vornehmen Gästen der Saison, unter denen er auch Moltke vor allen andern nannte, und fragte, wie denn eigentlich der deutsche Feldmarschall aussehe. „Wie soll er denn aussehen? Wie einer von uns beiden,“ antwortete Moltke mit einem satirischen Seitenblick auf den sehr untersehten, umfangreichen Frager. Noch als Achundachtziger machte er einen Ausflug nach der Tatra und unternahm dort viele Kustouren. Gern zeichnete er Bauwerke und Landschaften auf seinen Reisen und zwar ließen diese Arbeiten ihn kaum mehr als Dilettanten erscheinen.

In seiner persönlichen Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit hatte Moltke große Aehnlichkeit mit dem alten Kaiser. Auch er pflegte wie dieser, von den eintausenden Briefen die leeren, zweiten Blätter abzutrennen und zu eigenen Aufzeichnungen zu benutzen; liebgewordene Kleidungsstücke durch neue zu ersetzen, wurde ihm, wie dem alten Kaiser, sehr schwer. Im Jahre 1891 wurde er von Wilhelm II. à la suite des Seebataillons gestellt; sein Adjutant und Neffe machte ihn darauf aufmerksam, daß nun auch die Uniform des Seebataillons für ihn angefertigt werden müßte. „Aber wo denkst du hin,“ erwiderte er, „ich werde doch keine neue Uniform anziehen. Ist ja auch gar nicht nötig. Du nimmst einen meiner Waffenrocke und läßt einen weißen Kragen und weiße Aufschläge darauf setzen.“ — „Und wie ist es mit dem Säbel, Onkel?“ — „Ach, das merkt ja niemand.“ Der junge Kaiser merkte es aber doch; als Moltke in Kiel eintraf, schnallte er seinen eigenen Säbel ab und übergab ihn dem Feldmarschall mit den Worten: „Ezzenz, er hat sich zwar noch nicht bewährt, aber gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Säbel anbiete.“ Einige Tage später erhielt Moltke einen mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Säbel.

Als Moltke nach dem französischen Feldzuge von den Berlinern unter der Linden mit „Hurras“ begrüßt wurde, meinte er zu seinem Adjutanten: „Hätte ich eine einzige Schlacht verloren, so würden sie jetzt rufen: „Da fährt der alte Esel.““ Bismarck meinte bekanntlich nach dem böhmischen Feldzuge: „Wären wir besetzt worden, so hätten mich die alten Weiber zu Hause mit Besenstielen zum Lande hinausgejagt!“ (Nach einer anderen Version: erschlagen!)

Tränen sah Dreßler ein einziges Mal in den Augen des Feldmarschalls, als dieser vor der ersten Audienz bei dem todkranken, der Sprache beraubten Kaiser Friedrich nach Hause kam. „Es ist unsäglich,“ schluchzte er mehr als er sprach, „daß eine Krankheit das Aeußere eines Menschen so sehr verändern kann. Es ist ja ein anderer Mensch.“

Drei Jahre später war Moltke selber ein toter Mann. Am Abend eines schönen Frühlingstages schloß der 91jährige Greis für immer die Augen — 10 Minuten, nachdem er vom Whistische aufgestanden und dem Klavierspiel Dreßlers gelauscht hatte. Er starb plötzlich, ohne Todeskampf. Unter den Klängen des Trauermarsches aus Beethoven's A-Dur-Sonate, den er zu Lebzeiten sich schon oft hatte vorspielen lassen, ward die irdische Hülle zur Gruft geleitet . . .

Ein deutscher Held.

Auf dem Bezirkskommando — Zimmer für Freiwillige. In dichten Massen drängen junge, kräftige Männer, oft beinahe noch Knaben in den Saal. Die Beamten haben vollauf zu tun. Soeben wird ein fester Bursche abgemustert. „Sie wollen sich auch freiwillig melden?“ „Jawohl.“ „Fehlt Ihnen etwas?“ „Nein.“ „Aber, Sie hinten doch ein bißchen.“ „Nacht nichts. Ich bin Mehger und bi mußte mir vor zwei Tagen im Schlachthaus gerade noch das Messer in das Bein abrubtschen.“ „Sind Sie fest verwundet?“ „Woher, ein wenig nur.“ „Gehen Sie mit dem Herrn!“ Ein Arzt nimmt ihn ins Nebenzimmer und untersucht ihn. Am Schenkel klappt, notdürftig eingebunden, eine handbreite, noch völlig offene tiefe Wunde. „So können Sie nicht mit“, spricht der Arzt. Der Bursche erbleicht. „Lieber junger Mann, warten Sie 14 Tage zu und dann stellen Sie sich wieder! Für heute müssen Sie sich mit dem guten Willen begnügen.“ Der junge Mann geht traurig aus dem Saale und wie er auf die Straße tritt, steht in seinen Augen eine — Träne.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Unsere Pflicht in erster Stunde.

Gatten, Väter, Brüder, die Kraft des Volkes, stehen vor dem Feind. Sie decken mit ihrem Leibe den heimischen Herd, sie schützen Leben, Hab und Gut des Volkes, die Errungenschaften deutscher Intelligenz und deutschen Fleißes vor der drohenden Vernichtung. Gott, der die Geschicke der Menschen lenkt, möge ihnen beistehen in Not und Tod.

Schon sind viele tausend Familien verwaist; es wird ihnen für Monate der Ernährer, der Erzieher, die Stütze fehlen; das Fundament, auf dem das Glück des Volkes ruht, die Einheit der Familie, ist erschüttert. Da erstehen für die, die nicht beirrt sind, draußen an der Front fürs Vaterland zu streiten, hohe, heilige Verpflichtungen. Heute muß eine Liebe in aller Herzen brennen. Die Opferliebe, die dort im Feldentampfe sich glänzend bewährt, muß hier in stiller Liebestätigkeit zum Ausdruck kommen. Daß der Staat für die Angehörigen der kämpfenden in genügender Weise nicht sorgen kann, ist bei der übergroßen Zahl derselben unzweifelhaft klar. Nun laßt des Christentums schönste Blüte aufgehen, die heilige Caritas. Brechet dem Hungrigen das Brot! — Schüthet die verlassensten Ehefrauen und die armen Kinder vor dem äußersten Elend! Zeigt unsere Armee nach außen hin, daß wir Deutsche sind — „ein einzig Volk von Brüdern“, so laßt uns in diesen schweren Stunden treu zu einander stehen auch in Dorf und Stadt, damit das innere Elend an Größe nicht das des blutigen Kampfes übertreffe.

Was heißt von uns die Stunde? Die Organisation der Bestehenden zur Bänderung der heimgesuchten Familien.

Die Frage, wie die Liebestätigkeit zu regeln ist, wird ihrer Lösung wohl durch ein Zusammengehen aller beruflichen Kreise entgegengeführt werden. Zum Ausbau derselben sind in erster Linie unsere caritativen Vereine mit berufen: Vincenzverein, Elisabethverein, Mäßigkeitsbund, kathol. Frauenbund usw. Ihre Mitglieder können sich in mannigfacher Weise caritativ betätigen, sei es im Krankenzimmer oder in der Kinderschule, sei es zur Armenpflege oder zur Fürsorgearbeit an den schulpflichtigen Kindern.

Zu den Besitzenden seien nicht bloß jene gezählt, die über Kapitalien verfügen, in staatlichen oder kirchlichen Stellen sich befinden, Geschäfte betreiben, sondern alle, die mehr verdienen, als sie zum Leben brauchen. Die Zeit, sich etwas zu ersparen, ist vorüber. Die Gegenwart heißt Opfer — wir wollen sie bringen. Uebergroße Not erzeugt die soziale Revolution — und die ist gefährlicher, verderblicher und entsetzlicher als der blutigste Krieg. Jetzt muß die böse Selbstsucht überwunden werden, die auf dem wirtschaftlichen Gebiet zur Quelle äußerster Gefahr geworden. Jetzt oder nie werden die Gegensätze, soweit es sein kann, überbrückt, die zwischen arm und reich bestehen, die inneren Gegensätze vor allem. Jetzt oder nie wird durch die Betätigung selbstloser Liebe das ganze Volk zum Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit gebracht. Darum, wer entbehren kann, muß Opfer bringen.

Wir werden aber unserer Pflicht nur dann voll auf gerecht, wenn wir zur Einfachheit in Lebensführung und Lebenshaltung zurückkehren. Wozu der Kleiderputz in diesen ersten Tagen, das reiche Mahl, die teuren Zigarren und Zigaretten und mancher übertriebene Sport? Draußen im Felde darben die Brästen des Volkes, und durch die Gassen geht die bleiche Not — wer darf da seinen törichtlichen Gelüsten fröhnen? — Durch Entbehrung schuf Gott die Größe seiner Völker — und durch Entbehrung, die wir uns aus Nächstenliebe auferlegen, werden wir selber groß. Wir wollen das, was wir für überflüssige Vergnügungen bislang verwendet haben, auf die Seite legen und eine Kriegskasse damit füllen, die uns in den Stand setzt, Jammer in Segen zu verwandeln.

Arm sind die Frauen, die ihren Gatten, den Ernährer der Familie, ins Feld schicken mußten — arm die vielen Eltern, die ihre erwachsenen Söhne verloren haben — ärmer noch die Kinder. Ihnen ist das ernst mahnende Wort des Vaters verstummt. Ihnen droht mehr als bis jetzt die Verrohung, das Elend der Strafe. Sie zu schützen, ihnen nach Möglichkeit zu geben, was ihnen des Kriegs fürchterliche Heimsuchung nahm, wird eine weitere heilige Pflicht unserer Gesellschaft sein. Wir müssen sie sammeln,

die verwaisten Kinder, müssen sie aufklären, soweit es ihre Fassungskraft gestattet, über die Not und die Größe der Zeit, müssen sie zum Gottvertrauen und zum Gebet anhalten, zur Arbeit auch, müssen sie mehr als in den Tagen des Friedens vor drohender Verwahrlosung bewahren. Auch hier gilt das Wort: „Freiwillige vor!“ Die Jugendabteilung des Frauenbundes, christliche Frauen, junge Männer, Studenten, Lehrer, müssen sich in der Arbeit teilen, und mit der Jugend ein Stück Volksglück hinüberreiten durch die böse Zeit.

Unsere Pflicht in diesen Tagen: Verdoppeltes Streben nach jener sittlichen Größe, die das Unglück mannhafte trägt und im Gottvertrauen den Druck der Zeit zu überwinden trachtet. Sittliche Größe ist aber nicht denkbar ohne Religion und Gebet. Das ist das andere geistige Band, das uns umschlingen muß. Wir alle, die wir Gottes sein und werden wollen, müssen beten, eifrig, tief, innig — alle miteinander, alle füreinander. Die innere Erneuerung macht uns der Hilfe Gottes würdig — und in seinem Namen wird uns Erlösung werden.

Gottvertrauen und heiligen Liebesdienst, das heißt von uns die schlimme Zeit, die mit dem aufgezwungenen Kriege uns kommen muß. Daß keiner versage, der berufen ist! Herrgott im Himmel, mach' die Herzen weit und weich und hilf die Not bezwingen und das drohende Verderben bannen!

Der Krieg

hat mit rauher, erbarmungsloser Hand in das Familienleben hineingegriffen; tausenden von Frauen hat er den Gatten genommen, vielleicht — für immer. Angstvolle Gedanken, schwere Ahnungen, Schmerz und Schrecken haben die Herzen erfüllt. In ähnlicher Lage befand sich einst auch die liebe hl. Elisabeth, als ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, zum Kreuzzug ins hl. Land sich anschickte. Als sie die Kunde erhielt und das Kreuz, das Zeichen, daß sich einer dem Kreuzzug verlobt hatte, bei ihrem Manne fand, wurde sie wie von einem Blitzstrahl zusammengeschnitten, sie verlor die Besinnung und sank ohnmächtig zu Boden. Alban Stolz schreibt in seiner Legende der heiligen Elisabeth:

„Erschrocken über die Ohnmacht seiner lieben Gemahlin, hob der Landgraf sie von der Erde auf und suchte sie zu beruhigen und zu trösten, als sie wieder zur Besinnung gekommen war. Wie es bei so christlichen Personen natürlich ist, tröstete er sie nicht mit weltlichen Nebensarten, sondern mit Hinweis auf Gott, mit liebevollem religiösem Zuspruch. Sein Beichtvater bezeichnete dies einfach mit den Worten: „Er tröstete sie wieder mit der Heiligen Schrift.“ Der Landgraf sagte zu seiner Gemahlin: „Ich mache den Kreuzzug mit aus Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus. Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich jetzt für Gott das nämliche tue, was ich ja für den Kaiser und das Reich auch tun müßte, wenn es von mir verlangt würde.“

Lange sagte Elisabeth nichts, sondern weinte nur, endlich sagte sie: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider seinen Willen, wollte ich dich nicht haben.“

Ludwig antwortete: „Liebe Schwester, gönne mir, daß ich hinsahre, ich habe es gelobt.“

Da ergab die gute Frau ihren Willen in Gottes Willen und sprach: „Gegen Gottes Willen will ich dich nicht zurückhalten. Er gebe dir, seinen Willen zu tun. Ich habe dich und mich ihm zum Opfer dargebracht.“

Ein schwerer Entschluß, ein großes Opfer schneidet tief ins Herz; der arme Mensch muß gleichsam ausruhen davon, wie wenn er eine schwere Stunde bekommen und viel Blut verloren hatte. Beide, Elisabeth und der Landgraf, blieben noch einige Zeit sitzen, still, in schweren Gedanken. Was wird aber unter solchen Umständen christlichen Eheleuten wohl am meisten zu denken geben? Gewiß die Versorgung der Kinder. — Als der erste Schmerz etwas ausgeglüht hatte, beredete sich daher das gottselige Ehepaar, wie es mit den Kindern zu halten sei.

Gott nimmt es nicht übel, wenn der arme Mensch im ersten Augenblick, da er von einem schweren Kreuz überfallen wird, heftigen Schmerz fühlt und jammert. Dies bringt eben unsere schwache Natur mit sich. Je mehr du aber wahres Christentum hast, desto baldere wirst du dich wieder fassen und gelassen dich in den Willen Gottes ergeben. Dies gehört eben auch wesentlich zum Christenleben, nicht nur, daß man Gutes tut, sondern auch, daß man Böses geduldig erträgt, wie Christus der Welt so viel durch seine Leiden genügt hat, als durch seine Taten. Darum hat Gott dafür gesorgt, daß es überflüssig viel Leiden in der Welt gibt.

„Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ Matth. 10, 8.“

Mahnungen.

Der Krieg ist entbrannt, Deutschland muß um seine Existenz kämpfen. Darum müssen auch die Frauen die großen Opfer bringen und ihre Männer und Söhne und Schwiegeröhne in den Kampf ziehen lassen. Das ist gewiß hart, aber nur keine übertriebenen Sorgen. So große Massen auch in den modernen Kriegen einander gegenüberstehen, im Verhältnis verursachen die modernen Geschosse viel weniger tödliche Wunden als wie es in früheren Kriegen der Fall war. Die Hauptkraft im modernen Kriege besteht in den Märschen und Stellungen, sodas der Feind keinen Ausweg sieht vor der Uebermacht und mühseligen Kämpfe aufgeben muß.

Also zunächst Kopf hoch und die feste Hoffnung, daß eure Lieben mit Gottes Hilfe wieder glücklich aus dem Kampfe zurückkehren! Die Hoffnung ist unso mehr berechtigt, als es sich um einen gerechten Krieg handelt, den wir nicht gewollt haben, der uns aufgedrängt worden ist.

Ein zweites Wort an diejenigen, deren Ernährer an dem Krieg teilnehmen muß; sie erhalten während des Krieges Unterstützungen durch den Staat und die private Mildtätigkeit wird überall ergänzend hinzukommen. Es wird dafür gesorgt werden, daß die Frauen Beschäftigung erhalten, daß die Kinder tagsüber verwahrt werden und daß auch sonst der Not abgeholfen wird. Ferner ist die Kriegszulage für die im Felde Stehenden ziemlich hoch, sodas sie recht wohl einen Teil an ihre Familie überweisen können, zumal sie oft keine Gelegenheit haben, Geld auszugeben.

Und noch ein Drittes: Bleibt doch vernünftig und verteuert nicht durch übertriebene Sorge euch selbst die Lebensmittel! Wozu die Mehleinkäufe in Quantitäten, als ob wir in einer belagerten Festung wären! Wenn man keine geräumigen Gefäße zum Umschütten hat, wird das Mehl stückig oder die Würmer kommen hinein. Wir stehen ja vor einer guten Ernte, die uns für 10 Monate Brot genug bringt! Die Kartoffeln stehen gut; sie werden nicht teurer werden, wie in anderen Jahren. Salz produziert Deutschland mehr, als es braucht. Wir führen solches aus. Auch Zucker führen wir in großen Mengen aus; es steht die neue Zuckerrübenenernte in wenigen Monaten vor der Tür! An notwendigen Lebensmitteln ist gar kein Mangel!

Die einsichtige Hausfrau dient nicht nur sich, sondern der großen Allgemeinheit, wenn sie mit ihren Einkäufen in Lebensmitteln zurückhaltend ist und nur die Mengen kauft, die sie für die nächsten paar Tage in ihrem Haushalt braucht.

An die deutschen Frauen

hat die Kaiserin folgenden Aufruf erlassen: Dem Rufe des Kaisers folgend rüstet sich das Volk zu einem Kampfe ohnegleichen, den es nicht herausbeschoren, sondern den es nur zur Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland. Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden werden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich auch deutsche Frauen und Jungfrauen, alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hülfe auf. Trage jeder nach Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in diesem Entscheidungskampfe zu weihen.

In diesen Tagen.

Wir brauchen Liebe jetzt in diesen Tagen,
Wir brauchen festen Glauben allermeist,
Wir brauchen Herzen, die in Treue schlagen,
Wir brauchen einen wachen, scharfen Geist,
Und müssen Demut in der Seele tragen,
Und Hoffnung, die zum heiligen Ziele weist
Und festes Wollen, niemals zu verzagen,
Fürs Vaterland das Schwerste auch zu wagen.